

**Die vermessene Gesellschaft**

*Ein Plädoyer für Werte statt Zahlen*

Das 16. Jahrhundert unterhielt die Vorstellung von der Welt als Uhrwerk, meine Damen und Herren, also von der Welt als einem System, das vollständig gestalt- und erklärbar ist. Das kommt Ihnen ein wenig naiv vor? Nun, eine ähnlich materialistische Anschauung pflegen wir heute. Man kann schliesslich die Digitalisierung und Datafizierung der Welt, die Reduktion der Lebenswirklichkeit auf Zahlen, ohne weiteres als ein neues, technizistisches Paradigma ansehen. Unsere Leitvorstellungen, oder, wie Soziologen sagen würden, unsere hegemonialen Diskurse sind zahlenorientiert.

Vielleicht erinnern Sie sich noch an „42“ als Antwort auf eine Sinnfrage, als Antwort eines Supercomputers nach ein paar Millionen Jahren Rechenzeit auf die Frage nach dem Leben, dem Universum und überhaupt allem – das schien vor 40 Jahren, als Douglas Adams „The Hitchhiker’s Guide to the Galaxy“ schrieb, grotesk. Der Gipfel des Absurden. Heute nicht mehr so. Im Gegenteil. „42“ als Antwort auf eine Sinnfrage scheint die perfekte Chiffre für unsere Zeit zu sein, denn wir leben in einer Ära der Vermessung. Zahlen statt Werte. Zum Beispiel erhoben vermittels elektronischer Gerätschaften, mit denen sich die Jünger der sogenannten Quantified-Self-Bewegung selbst ausstatten, um vermeintlich vitale Statistiken zu erheben: Herzschlag, Schrittzahl, Kalorienverbrauch, alles im Dienste der Selbst-Bewertung und Selbst-Vermessung, quasi im Wettbewerb mit sich selbst. Jeder Tag steht so in Konkurrenz zum vorherigen. Der Philosoph Konrad Liessmann hat festgestellt, dass viele, sehr viele Menschen sich heute aus freien Stücken auf Arrangements einlassen, die früher zum Inventar der Zwangsmassnahmen autoritärer Regime und totalitärer Gesellschaftsentwürfe gehörten. Das heisst: Man braucht die Leute gar nicht mehr ideologisch zu indoktrinieren, sondern sie schnallen sich im Dienste der Selbstoptimierung freiwillig ein Messgerät um, das vielleicht noch aussehen mag wie eine Armbanduhr, doch eher einer Fussfessel gleicht. Der spätmoderne Mensch heftet sich immer mehr Techniken der Überwachung und Verhaltenssteuerung freiwillig an, begleitet von einer Rhetorik der Freiheit und Optimierung.

Was macht das mit uns Menschen? Zunächst passiert Folgendes: Daten werden zu Statussymbolen. Mein Puls ist besser als deiner. Der Statusabgleich als Vergleich von Daten definiert die soziale Stellung über numerische Differenzen: Wer hat die besseren Werte? („Werte“ hier also wohlgerne nicht im Sinne von Normen, sondern eben: schlicht als Zahlen.) Zugleich werden Daten zur Währung: Wer den besseren Zuckerwert hat, kriegt die bessere Versicherungspolice. Denn Zahlen scheinen mühelos und objektiv die Universalisierung des Vergleichs zu ermöglichen: Ich bin fitter als du, zum Beispiel. Oder kreditwürdiger. Oder gebildeter. Vergleichbarkeit und Vereinheitlichung erwecken den Anschein der Neutralität. Dabei sind Daten und die mit ihnen erzeugten Weltentwürfe keineswegs

wertneutral, da sowohl ihre Erhebung als auch ihre Interpretation dem normativen Zugriff offen steht. Man denke nur an die Festsetzung von kritischen Grenzen für pathologische Werte in der Medizin, also die gesellschaftliche Übereinkunft darüber, was als krankhaft zu gelten habe. Wie sehr derartige Werte kulturell bedingt sind, wird deutlich, wenn man sich beispielsweise die Normvorstellungen mit Blick auf einen pathologischen Alkoholkonsum im Wandel der Zeit betrachtet. Oder lassen Sie mich das so ausdrücken: Nach den Angaben ihrer Cousine Margaret Rhodes ist der Alkoholkonsum der Königin von England stets konstant. Sie nimmt einen Gin und Dubonnet mit Zitrone und viel Eis vor dem Lunch, zum Mittagessen dann Wein, und abends einen Dry Martini und ein Glas Champagner. Der englischen Presse zufolge macht das sechs Einheiten Alkohol am Tag, womit die Queen nach der Klassifikation des britischen National Health Service hart an der Grenze zur Hochrisikotrinkerin liege. Doch die Konstitution des Hauses Windsor ist bekanntlich robust.

Weiterhin passiert Folgendes: Wer rechnet, wird berechnender. Wir werden berechnender, mit Blick auf uns selbst und auf das Gegenüber. Wir versuchen, die bestmöglichen Zahlen über uns zu produzieren und zu publizieren, denn diese Daten entscheiden über unsere Möglichkeiten, zum Beispiel im Assessment Center, bei der Kreditvergabe oder den Versicherungskonditionen. Dieser Prozess verschärft bestehende Ungleichheiten: Zwar wirken vorteilhafte Statusdaten wie ein Vertrauensvorschuss, doch funktioniert der Mechanismus gleich gut in entgegengesetzter Richtung: Keine guten Zahlen heisst keine grossen Chancen. Diese Ausdehnung des Wettbewerbs als Interaktionsform treibt über datengetriebene Bewertungen eine Bewegung voran, nämlich die von der Solidargemeinschaft zur Konkurrenzgesellschaft. Entwicklungschancen, Teilhabemöglichkeiten, Konsumgelegenheiten und Statusordnung hängen von Daten ab. Der Soziologe Steffen Mau spricht vom „metrischen Wir“ und bezeichnet damit eine „Gesellschaft der allgegenwärtigen Soziometrie“, nicht etwa ein „solidarisches oder kooperatives Wir“. Angesichts einer amorphen Masse sich gegenseitig taxierender Einzelkämpfer ist das „metrische Wir“ ein „Wir der Differenz“, nicht des Gemeinsamen: Jeder gegen jeden. Jeder kämpft für seine Daten.

Ein möglicher Endpunkt dieser Bewegung ist keine ferne Datendystopie, sondern ein Projekt, das die chinesische Regierung bereits umsetzt und bis 2020 verwirklicht haben will: der sogenannte Citizen Score. Das meint ein Sozialkreditpunktesystem, das alle erfassbaren Daten personenbezogen zusammenführt: Konsumgewohnheiten, Einkommen, Vitalstatistiken, Gesetzesverstösse und Online-Aktivitäten werden aufgezeichnet und münden in ein allumfassendes Bewertungssystem, das quasi den Kurs eines jeden Menschen in Form eines sozialen Kreditwerts angibt. Aus diesem Wert leiten sich dann die Potentiale und Sackgassen der weiteren Lebensführung ab, zum Beispiel mit Blick auf die Möglichkeit von Flugreisen ins Ausland oder auch nur hinsichtlich der Chance, noch ein Buch in der Leihbücherei zu bekommen. Was macht das mit der Gesellschaft? Erste Erfahrungen des chinesischen Projekts deuten darauf hin, dass die totale Vermessung und Überwachung nicht nur Vertrauen und Moral zerstört, sondern darüber hinaus verhaltenssteuernde und autonomiegefährdende

Wirkungen zeitigt, indem sie zu einer Normierung der Individuen in ihrem Verhalten führt. Das heisst: Das Verhalten passt sich den Bewertungsdimensionen an. Das heisst: Der Mensch als Datensatz pflegt und optimiert sein digitales Abbild. Mit der effektiven Folge, dass dann der Einzelne der Gesellschaft „gute“ Daten schuldet, also beispielsweise „Gesundheit“.

Das, wenn Sie so wollen, philosophische oder metaphysische Problem auch hiezulande ist freilich ein anderes: Indem der Mensch die eigene Existenz, somatisch und mental, also physisch und psychisch, quasi als Datensatz versteht, objektiviert er diese Existenz zu einem Projekt, in das man investieren kann. Digitalität und Quantifizierung berauben das Subjekt mithin nicht nur der *Übersinnlichkeit* (also der Transzendenz als geistigem oder spirituellem Bezug zu einer über-individuellen Grösse), sondern auch der Sinnlichkeit: das Selbst wird zur Sache. Ein Selbst-Verhältnis, das Körper und Geist objektiviert, bedeutet aber potentiell nicht nur eine neue Qualität der Entfremdung, sondern zeigt zugleich einen Wandel an Wirksamkeitserfahrung, einen Wandel in der Richtung des Gestaltungswillens: Während die Gesellschaft zunehmend als ungestaltbar erfahren wird, werden der eigene Körper und auch die eigene Psyche als form- und optimierbar angesehen. Der Soziologe Hartmut Rosa hat darauf hingewiesen, dass unsere Zeit dazu neige, Probleme der Gesellschaft ins Individuum zu verlegen. Das geht zum Beispiel so: Wenn ich an der Schere zwischen Arm und Reich nichts ändern kann (oder nichts ändern zu können vermeine), so kann ich doch wenigstens meinen Bizepsumfang oder die Zahl meiner Headspace-Sitzungen optimieren. Oder beides. Und beides lässt sich prima messen.

Selbstvermessung zeigt also eine spezifische Beziehung und Bezugnahme zur Welt. Die Resonanzbeziehung über Zahlen hat eine eigene Qualität (anders als eine Resonanzbeziehung über Genuss bzw. Transgression zum Beispiel), der Weltbezug durch Zahlen ist ein grundsätzlich anderer als der qualitative Weltbezug. „Quantified Self“ und „Inner Engineering“ repräsentieren als Dogma der andauernden Selbstbewertung ein egozentrisches Weltbild. Das eigene Ich wird zur zentralen Resonanzsphäre, aber dabei bleibt es nicht. Wir leben in einer umfassenden Bewertungsgesellschaft, Bewertung ist die Parole unserer Zeit. Jeder und jede kann nahezu überall nahezu alles bewerten: Professoren, Produkte, Postings, Posen. Finanzanlagen, Staaten, medizinische Behandlungen: Alles und jeder wird mit einer numerischen Wertigkeit versehen und so vergleichbar, normiert und marktgängig gemacht – was den Wettbewerb unter Restaurants, Universitäten, Krankenhäusern oder Instagram-Nutzern verstärkt. Doch in der Tat (auch dies eine Feststellung von Konrad Liessmann) verhält es sich eben auf der menschlichen Seite so, dass ein bestimmter Charakter vonnöten ist, um regelmässig und ausführlich zu bewerten. Der quantitative Weltbezug spricht eine bestimmte Persönlichkeit vorzüglich an, nämlich den Typus, der Zahlen vertraut und messbare Wirksamkeitserfahrungen vorzieht. Und dieser Zusammenhang scheint nicht zuletzt dafür verantwortlich, dass eben nicht ständig alles besser wird, obschon permanent Noten vergeben werden.

Aufschlussreich ist übrigens, dass das erwähnte chinesische Sozialkreditpunktesystem, wiewohl ernst in seinen Konsequenzen, Züge eines Spiels trägt. Damit fügt es sich in eine Strömung, die neben und zusammen mit der Quantifizierung ein Zeichen unserer Zeit ist: Gamification. Was ist Gamification? Eine Strategie. Nämlich die, aus negativen respektive langweiligen Erlebnissen (wie dem Treppensteigen, zum Beispiel) ein Spiel zu machen (indem etwa die Treppenstufen zur tönenden Tastatur werden). Ein Spiel, das an unser Belohnungssystem appelliert, an menschliche Impulse und Bedürfnisse wie Lernen, Selbstverbesserung, Bewältigung von Herausforderungen, Wettbewerb, Leistung, Status. (Derartige Spiele haben damit auch ein hohes Suchtpotential, aber das ist wieder ein anderes Problem.) Offenbar hilft diese Spielifizierung den Menschen, mit der potentiellen Langweiligkeit spielfremder Kontexte umzugehen: den Müll rauszubringen, Ausdauertraining zu betreiben, einen Parkplatz zu suchen. All diese Vorgänge lassen sich verbinden mit Punkten, Ergebnissen, Spielständen und Trophäen, also zum quantifizierten Spiel machen. So wird das Leben zu einer Art Realityshow, deren potentiell unterhaltsamste Ausschnitte, etwa die Beziehungsanbahnung oder Stellenbewerbung, gleich auch noch in entsprechenden Medienformaten fürs Massenpublikum verwertet werden können.

Wir sollten uns an dieser Stelle in Erinnerung rufen, dass wir Blaise Pascal, dem berühmten Mathematiker der frühen Aufklärung und ausserdem interessanterweise wichtigsten Philosophen der Langeweile, die Einsicht verdanken, dass Langeweile die wahre Natur des Daseins offenbart: Wir werden zufällig in eine Welt hineingeworfen, der wir egal sind. Egal, wie grossartig unser Ruhepuls ist. Egal, wie gut unsere Zahlen sind. Pascal empfiehlt Zerstreuung als Barriere vor der Verzweiflung, also zum Beispiel: das Spiel. Gamification lässt sich ausgezeichnet mit der Quantifizierung verbinden. Das Schöne und zugleich Gefährliche am Spielkontext und an der Anwendung von quantitativen Spielmechaniken auf die Realität sozialer Kontrolle ist, dass die Vorstellung von einem Spiel bei den Teilnehmern einen subjektiven Eindruck von Selbständigkeit und Entscheidungsfreiheit verstärkt. Der oder dem Einzelnen wird eine Handlungsmacht vorgaukelt, die er (oder sie) angesichts struktureller Ungleichheiten womöglich gar nicht besitzt. Diese Illusion von Autonomie ist ein starker Hinweis darauf, dass Zahlen als Sinnstifter nur in Grenzen funktionieren, oder, mit anderen Worten: dass ein quantitatives Paradigma nicht notwendig dazu führt, dass Menschen sich emanzipieren in dem Sinne, dass sie zu Autoren oder Mitautoren ihrer Lebensumstände werden, wie das die Philosophin Rahel Jaeggi ausdrücken würde.

Doch wir brauchen nicht mehr Spiele. Wir brauchen vielmehr eine neue Emanzipation, eine neue Aufklärung, eine Emanzipation von den Zahlen. Zeitlos gilt schliesslich die Vermutung, dass einer vollkommen messbaren und vermessenen Resonanzsphäre eher etwas Triviales zueigen ist. Zahlen sind faszinierend, aber, besonders wenn sie eindeutig sind, scheinen sie auch stets ein wenig banal; wie alles, was eindeutig ist. Mit anderen Worten: Die Dinge werden erst dort interessant, wo die strikte Messbarkeit aufhört. Zum Beispiel dort, wo wir paradoxerweise immer noch sehr wenig über

uns selbst wissen. Wir haben künstliche Intelligenz erschaffen, ohne unser eigenes Bewusstsein erklären zu können; wir wissen immer noch nicht, wie aus biochemischen Vorgängen im Gehirn sowas wie Geist entsteht. Wir müssen dringend mehr über uns lernen, bevor das die Algorithmen von Amazon oder irgendwelcher Regierungsbehörden tun. Wir befinden uns in einem Erkenntniswettbewerb mit der Künstlichen Intelligenz.

Doch Erkenntnis über uns selbst, das ist meine These zum Abschluss, gewinnen wir eben weniger über Zahlen als vielmehr über Werte. Nur ein Diskurs über Werte im Sinne von Leitvorstellungen kann uns helfen, zu verorten, was das Menschsein ausmacht, kann uns helfen, ein gelingendes Leben zu führen. Ich persönlich, das will ich hier deutlich bekennen, bin ein Anhänger der universellen Leitvorstellungen der Aufklärung. Für mich stehen diese Werte über allen anderen, ich glaube an eine Hierarchie der Wertvorstellungen, und ich bin ein Gegner von Werte- und Kulturrelativismus und Identitätspolitik. Ich glaube, dass es universelle Werte gibt, die dem Menschen qua Menschsein zukommen, und ich stimme dem Philosophen Slavoj Žižek zu: Wir alle sind universelle Wesen mit bestimmten, nicht veräusserbaren Rechten. Das ist eine Idee der europäischen Aufklärung. Unter deren Grundwerten verstehe ich: Gleichberechtigung, Glaubensfreiheit, Privatsphäre, Selbstbestimmung.

Diese Werte der Aufklärung sind die Basis menschlicher Freiheit und Selbstbestimmung, auch der Freiheit von Zahlen und ihren vermeintlichen Zwängen. Diese Grundwerte wirken als Rechtfertigung einer säkularisierten, also strikt weltlichen Moral und Ethik, die wiederum die Grundlage der diskursiven Vernunft und jeder vernünftigen Debatte darstellt. Nur auf der Basis dieser Werte können wir auch über die Grenzen der Zahlen diskutieren und besagte Grenzen diskursiv aushandeln, also jenen Bereich, wo die strikte Messbarkeit aufhört oder nicht angewendet wird.

Das Leben als Spiel ist ein vornehmes Konzept, das nichts damit zu tun hat, dass man seinen Wecker besiegen muss oder seinen Schrittzähler. Wir brauchen nicht mehr Daten. Wir brauchen Werte statt Zahlen, eine Deflation der Daten, eine Ego-Deflation durch Selbst-Überschreitung. Wir brauchen mehr Selbst-Ironie statt egozentrischer Selbstvermessung, und wir brauchen den Gang in die Gesellschaft. Denn menschliches Glück und Glücklichein sind und bleiben schliesslich keine Folge der Entdeckung und Vermessung und Optimierung eines authentischen Ich, das ohnehin eine Schimäre ist, sondern liegen nicht zuletzt im Umgang mit anderen Menschen. Die anderen sind eben nicht nur, wie Jean-Paul Sartre völlig zu Recht feststellte, die Hölle, sondern können auch der Himmel sein, in all jenen nicht quantifizierbaren, schillernden Bereichen menschlicher Beziehung und Interaktion: Liebe, Verständnis, Humor. Nur darinnen liegt die Chance der Menschheit in der Abgrenzung zur Künstlichen Intelligenz: dass die Menschen sich qualitativ weiterentwickeln, nicht quantitativ, dass sie nicht mehr, sondern weniger rechnen. Denn nach wie vor gilt das alte Wort: Wer lebt, rechnet nicht. Vielen Dank.